

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Wölfe

Volck, Herbert

Berlin ; Wien, 1918

Galgen und Kugeln, Spion und Revolutionär

urn:nbn:de:bsz:31-90999

Galgen und Kugeln, Spion und Revolutionär

Wierzig Galgenvogelgesichter in abgerissenen, schmutzigen Kleidern füllten die große Kammer des Zerkister Militärgefängnisses. Untersuchungshäftlinge wie wir. Mörder mit breiten Händen und viereckigen Gesichtern, in denen böse Augen lauerten, Diebe mit feinen, schlanken Fingern, Deserteure, Landstreicher — und unsere abgerupfte Wenigkeit.

Die Zelle war groß. Durch zwei eisvergitterte Fenster höhnte die Sonne über hohe Hofmauern, mit scharfen Glasescherben auf den Rändern für freiheitsdurstige Verbrecher.

Vier Tage teilten wir Läuse und Wanzen mit diesen Herren, fraßen Suppe und Kascha aus demselben Blechtopf. Fix mit den Händen in die Grube und in eine Ecke, sonst wurde man nicht satt. Um elf Uhr klirrten schwere Riegel, in der geöffneten Thür erschien ein Wärter mit einem großen Kasten und schrie: „Portia, Portia!“ Dann warf er uns Fleischstücke zu, nach denen wir wie appetitierende Hunde zu springen hatten.

Ich war' der Jüngste und wurde zu allerlei kommandiert, ließ mich ruhig kommandieren, denn Prügel von diesen Fäusten dürften schwerlich zu des Lebens Annehmlichkeit zählen. Die anderen Sträflinge verachteten uns, weil wir etwas Besseres waren und hier nicht hereingehörten.

Ich schlief am äußersten Rande der Holzpreiße, neben der ein großer, bedelloser Bottich stand — unser verschwiegener öffentlicher Ort. Besonders in den Nächten kroch eine Pest von Gestank aus diesem einzigen Einrichtungsstück der Zelle. Am Morgen brüllte der älteste Verbrecher: „Mlatschi (Jüngster), paraschka“ — so heißt das Müßel — „ausleeren!“

Meistens mit Iwan, manchmal mit einem ganz stillen, scheuen Arrestanten schleppte ich den Bottich auf den Hof. Monhar hatte ein Schachbrett auf die Pritsche gezeichnet und aus frischem Brot Figuren geknetet. So spielten wir und warteten auf die Aburteilung vor Gericht. Unter uns waren alte geriebene Gauner, die in allen Sätteln der Verbrecherei Kunst gerecht waren. Wer hier drin gewesen war, konnte die hohe Schule des Verbrechens lernen und draußen seine Meisterprüfung ablegen, bis er wieder drin saß und Neulinge anlernte.

Hier war alles verboten: Messer, Bleistifte, Streichhölzer, Zafel- und doch hatten wir alles, gerade weil es verboten war. Ausfische Zuchthäusler sind vollendete Kontrabandisten. Trotzdem man vor Betreten einer solchen Besserungsanstalt nackt untersucht wird — selbst in den Mund faßt der Untersuchende —, gibt es eine ganze Liste verbotener Sachen. Feine Haarfeilen, die die stärksten Fenstergitter in fünf Minuten durchsägen, werden, in Leder genäht, im Darm versteckt hineingeschmuggelt.

Bei überraschender Visitation wandern die hübschen Sachen, die oft nur aus Lust am Verbotenen gehalten werden, von einer stinken Hand zur anderen und werden nur selten gefunden. Sonst liegen sie — besonders die Feilen — in Nischen versteckt, die mit Staub zugestrichelt werden, und warten auf ihre Zeit. Alles, was wir an Kleinigkeiten noch besaßen, verschwand spurlos. Unglaublich, wie die Kerle stehlen konnten. Dabei verriet nie einer den anderen.

Da war der „Zuchthauspascha“, der älteste Verbrecher, der eine strenge Herrschaft führte. Am Tage lag er faul und dick vom jahrelangen Broteessen auf der Pritsche. Niemand durfte ihn stören, mit ihm reden. Abends saß er in einer Ecke und gab Taschendieben praktischen Unterricht.

Wenn der Pascha sehr aufgeräumter Stimmung war, gab er Schilderungen aus seiner Laufbahn. Ganz leise sprach er

mit flackernden Augen. Seine Hände sprachen so lebhaft, wie ich es selten bei einem Menschen gesehen, stahlen, mordeten, durchsägten Ketten und Gitter.

„Oho, meine Läubchen, wie wir damals auf der Fahrt nach Krasnojarsk im Sträflingswagen ein Fenstergitter durchgesägt hatten. Die Posten spielten Karten, der Zug fuhr langsam bergauf, als wir sechs aus den Fenstern sprangen. In fünf Minuten waren die Fußfesseln durchgesägt, und dann in die Wälder. Den ersten Bauer schlug ich tot, nahm ihm Kleider und Paß. In einem anderen Zuchthaus war so ein Lump, ein feines Stadtherrchen, der Anzeige machte, als man ihm in der Zelle nachts Pelz und Anzug gestohlen. Natürlich kriegten sie niemand — hoho, wir alten Fische hatten die Sachen an einer Schnur aus dem Fenster in die untere Etage gelassen, wo jemand wartete. In der nächsten Nacht kam die Reihe an das feine Stadtherrchen. Wir hingen ihn an seinen Hosenträgern am Fenstergitter auf. Der Kommandant meinte am nächsten Morgen, er habe sich erhängt. Natürlich hatte er sich erhängt.“

Am dritten Tag schrieb ich einen Brief an den Gefängnis-kommandanten, einen russischen Oberst, links Französisch, rechts Russisch, so grob, daß Plouhar angst wurde. Nach zwei weiteren Briefen verschärfsten Inhalts rasselten die schweren Niegel, ein Posten brüllte: „Smirno!“ („Achtung!“) Die Sträflinge fuhren auf und standen stramm an der Wand.

„Warum beachten Sie nicht den Befehl des Postens?“ fragte mich der Oberst.

„Weil ich einen derartigen Befehl nicht anerkenne und es in allen europäischen Heeren Sitte ist, daß der in ein Zimmer Trepende zuerst grüßt.“

Die Sträflinge grinsten bei strammer Haltung. Der Oberst trat unsicher von einem Fuß auf den anderen.

„Haben Sie denn gar keine Angst?“

„Nein!!“

Da kam etwas wie Freundlichkeit in seine Augen. „Sie wünschen als Offizier behandelt zu werden, können Sie be weisen, daß Sie Offizier sind?“

„Nein, aber mein Ehrenwort wird Ihnen genügen, Herr Oberst!“

„Gut, bitte lesen Sie.“ Er gab mir eine Zeitung, in der eine Stelle rot angestrichen war: Repressalien gegen deutsche Offiziere, die bis auf weiteres wie Mannschaften zu behandeln sind. „Nun?“

„Das glaube ich nicht, Herr Oberst, russische Zeitungen lügen, und ich bestehe darauf, mit Herrn Plouhar als Offizier behandelt zu werden. Wenn nicht, werde ich Wege finden, selbst in diesem Gefängnis, um mich an mir bekannte hoch gestellte Persönlichkeiten des Petersburger Hofes zu wenden.“

Die Verbrecher hörten gespannt zu und stießen sich mit den Ellenbogen.

Da wandte sich der Oberst an den Offizier vom Tagesdienst: „Bringen Sie die Herren hinauf in das Zimmer des österr. reichslichen Oberleutnants.“

„Gestatten Herr Oberst noch eine Kleinigkeit! Als wir vor vier Tagen hier eingeliefert wurden, hat dieser Offizier“ — ich wies auf den in strammer Haltung harrenden Fährich — „mir bei der Leibesdurchsuchung ein Portemonnaie, Zigarretten, meine Pfeife und eine elektrische Taschenlampe gestohlen. Als ich um eine Quittung bat, hat er mich mit den gemeinsten Schimpfworten, die es in der deutschen Sprache nicht einmal gibt, überhäuft.“

Der Fährich wurde bleich, seine erhobene Hand zitterte an der Mühe. Dem Oberst stieg blaue Wutdröte ins Gesicht.

„Du Hundesohn, du Schwein, du stiehst, Elender, im Dienste . . . deine Mutter!“ Die ganze angebildete Unbildung

des Obersten verflog in den Flüchen. „Marsch, Sohn einer Hün-
din, bringe die Herren hinauf, dann sprechen wir uns noch.“

Wir drückten Jwan stumm die Hand und gingen die Treppe
hinauf. Der bleiche Fähnrich machte auf jeder Stufe eine
tiefe Verbeugung: „Gleich werde ich zwei Betten besorgen
und den Offiziersdiener schicken.“ —

Ein großes, helles, weißgetünchtes Zimmer, zwei Gitter-
fenster auf einen Platz mit eiligen Menschen. Ein großer
Ofen mit knisternden Scheiten. Hier konnte man das Urteil
des Gerichtes abwarten.

Ein verwahrlostes Bett, unordentlich aufgehängte öster-
reichische Friedensmonturen an der Wand, schmutziges Ge-
schir, ein verstaubter Schreibtisch ließen auf den gedrückten
Seelenzustand des Bewohners schließen.

Nährend abgestaubt waren zwei Bilder auf dem Schreib-
tisch, vom alten Kaiser Franz Joseph und einer Dame.

Wer war es, der hier in Staub und Schmutz hauste und
doch Liebe genug hatte, seine zwei Bilder sauber zu halten?!

Der versprochene russische Offiziersdiener kam und brachte
zwei Bettstellen und Matrasen, hockte vor dem Ofen und
blies traurig in die Glut. Ich fragte ihn nach dem öster-
reichischen Oberleutnant.

„Mein armer, guter Herr,“ klagte er. „Zwei Tage ist er jetzt
vor Gericht und noch nicht wiedergekommen. Warum kommt er
gar nicht mehr? Unten sagen sie, daß man ihn wohl schon tot-
geschossen hat, weil er doch Spion ist. Er ist gut und hat doch
spioniert. Sie werden ihn totschießen. Er sagt es selbst.“

Dunkelheit schlich ins Zimmer, immer tiefer. Nur der
Ofen machte Licht und eine Kerze, die ich auf dem Schreibtisch
entzündet hatte. Der Staub roch wie in einer Totengruft.
Ich dachte an den Österreicher, der vielleicht an einer Mauer
stand, bleich, und seine letzten Gedanken nach Hause schickte. —

die Kugeln erwartend. Schicksal, unbegreifliches, grausames! Vielleicht trug ich bald Ketten und arbeitete mit geschorenem Kopf in einem Bergwerk? Ins Licht starrend, fragte ich: „Armer Kamerad, wo bist du, bist du überhaupt noch?“

Die Klappe im Guckloch der Tür klapperte. Der Diener schaute herein und rief: „Mein armer guter Herr ist wohl schon tot.“

Die Klappe raschelte zu. Die aufgeschreckte Stille setzte sich wieder schwer und lastend. Ich dachte: Er ist hin, und blätterte in zwei dicken Hefen, die ich den Verwandten des Unbekannten bringen wollte.

Stundenlang war nichts zu hören als das Flackern der Kerze und das Knistern der vielen Blätter. Lote Tage voller Qual, Bitterkeit, Hoffnung schliessen zwischen enggeschriebenen Zeilen. Was ein Mensch leiden kann, stand in diesen Tagesbuchblättern, wie er ringt, schwächer wird, nachläßt im Kampf, den Kopf senkt und denkt: Schlag' zu, Schicksal.

Es war eine große, starke Seele in diesem Mann und eine weiche Kinderseele. Nun waren sie beide tot. In den letzten Blättern war keine Seele mehr, mattes Abgekämpftsein, das nur einen Wunsch hat: Schlag' zu, Schicksal!

In den dicken Hefen kroch eine namenlose Einsamkeit, wie sie in Urwäldern, in Wüsten nicht zu finden ist — nur in Gefängnissen. Ich weckte Plouhar, weil ich mich vor dem Buch fürchtete, einem Schicksal, das auch das meine werden konnte.

Mitternachtsläuten klopfte dumpf an die Fenster. Die Geisterstunde schlich endlos, die Kerze brannte tiefer. Zwei Schläge hallten durch die Winternacht, — zwei Uhr. Der Ofen war gestorben. Mich fröstelte.

Da knarrte das Schloß, und ich schaute nach der offenen Türe. Im grellen Lichtschein des Korridors stand ein Offizier — hochgewachsen, überschlanke, sehr bleich.

Es war der Unbekannte.

Er lebte also noch, lag nicht mit durchschossener Stirn irgendwo im Schnee. Ich ging auf ihn zu, reichte ihm die Hand.

Etwas wie Freude kam in sein stilles, krankes Gesicht, nur einen Augenblick — dann sagte er langsam: „In drei Wochen werde ich erschossen, wenn das Urteil von Petersburg bestätigt ist.“ Wie aus einem tiefen Brunnen kamen die Worte.

Müde sank er in den Stuhl, nahm die Photographie der Dame in die Hand, fuhr mit dem Armel darüber und schaute sie lange an. „Die da habe ich gerettet, sie ist frei, und ich werde an die Wand gestellt. Übrigens hat die Gute mir in der letzten Verhandlung Morphium zugesetzt.“

Wie geistesabwesend legte er eine Briestafche auf den Tisch, aus der mehrere runde, gelbe Kügelchen fielen.

Ich nahm die Tafche an mich. Er hatte es nicht mal gesehen. Die eingefallenen Schläfen in den Händen, sann er vor sich hin. Dann sagte er: „Häßlicher Tod“, und lachte grell, daß mir das Mark gefror.

Der Diener kam und heizte den Ofen. Mit treuen Hundeaugen sah er auf seinen Herrn, rührenden Kummer im Gesicht. Ich fand eine Büchse und machte heißen Kaffee für den Verurteilten. Hier half kein Trost. Ich fragte ihn, aber er hörte nicht und trank gierig den heißen Kaffee.

Plötzlich horchte er auf: „Sie müssen hier heraus, Mittel und Wege werden sich finden in den drei langen Wochen.“

Zögernd erzählte er, dann immer hastiger.

„Unter uns sitzt ein Revolutionär, der zum Strick verurteilt ist. In acht Tagen will man ihn hängen, weil er 1905 in Rußland auf den Barrikaden gekämpft und Hauptagent der neuen Revolution für das Gouvernement Irkust ist. Wenn Revolutionäre nachts auf Posten stehen, geht er in die Stadt und bereitet seine Flucht vor. Mich will er mitnehmen

und einen russischen Fährich aus der Nachbarzelle, der vier Jahre Zwangsarbeit in Ketten bekommen hat. Am helllichten Tage wird ein als Offizier verkleideter Revolutionär kommen und uns mit gefälschten Zetteln vom Stadtkommandanten hier herausholen. In einem Kellerversack, das die Polizei noch nicht gefunden, warten wir einige Wochen und fahren dann mit Postschlitten dreihundert Werst nach Norden. Dort erwarten uns Rentierschlitten nach Lappland. Durch Lappland fahren wir in Hundeschlitten über die gefrorene Beringsstraße nach Nordamerika. Bis Neuyork dauert die Reise fünf Monate, Streichhölzer, Tee, Zucker und Paß nehmen wir mit, sonst leben wir von Bärenjagd und Robbenfang. Der Revolutionär, der früher Pelzhändler war und bis in die Eismeere gejagt hat, hat alles vorbereitet, verlangt nur, daß man gut schießen kann und —

Leiser und leiser wurde seine müde Stimme. Er schlief. Ein frohes Lächeln stand in seinem bleichen Gesicht.

Der Morgen fand mich noch in tiefem Sinnen.

Ein bestochener Posten ließ den verurteilten Fährich in unser Zimmer ein. Er hatte seinen Regimentskommandeur, der seine Frau belästigt hatte, gehorfeigt. Zwei gerechte Ohrfeigen, und vier Jahre Zwangsarbeit in Ketten. In Rußland ist alles möglich, selbst das.

Der Fährich war von jenen Menschen, die im Gefängnis still geworden waren. Während er nachdenklich von den Ausfichten der Eisreise sprach, brachte der Diener einen Brief des Revolutionärs, in dem er nach dem gestrigen Urteil fragte.

Noch eine Stunde konnten wir uns besprechen, solange der bestochene Posten stand. Ich wurde wieder lebendig, wachte auf aus dem Stumpfsinn der letzten Gefängniswochen, die Gedanken dachten wieder. Plouhar strich langsam durch seinen roten Bart, grübelte angestrengt und entwickelte einen Plan.

„Wenn der Revolutionär uns alle mit gefälschtenzetteln herausholen kann, kenne ich einen näheren Weg. Wir beschaffen uns Pferde, Kosakenuniformen, Gewehre, Proviant und reiten in die Mongolei. Der Führer fährt die Kosakenpatrouille und bekommt ein gefälschtes Papier mit dem Befehl, uns auf dem Wege nach Ufasukii in der Mongolei zu suchen. Wir reiten Patrouille hinter uns selbst her, wer uns anhält — aber es wird niemand eine Kosakenpatrouille anhalten — bekommt eine Kugel. Den Weg bis in die mongolische Steppe kennen Herr Volk und ich genau.“

Rasch wurde der Plan in Geheimschrift umgesetzt und nach unten zum Revolutionär geschickt. Am Abend kam seine Antwort, daß er einverstanden sei und noch in dieser Nacht herausginge, um Vorbereitungen zu treffen.

Wieder saß der Führer bei uns. Er hatte Kuchen mitgebracht. Wir tranken Kaffee. Es war ein Fest, das Fest der Hoffnung und nahen Freiheit.

Sonderbare Leute lernten wir kennen während der Spaziergänge auf dem Hof. Ein Hauptmann, der im Russisch-Japanischen Kriege mehrere Male desertiert war, fütterte bereits zehn Jahre seine Tauben, die ihm auf den Schultern saßen und aus der Hand fraßen. Ein Oberbeamter schob schon zwei Jahre seinen Fettleib über den Gefängnishof. Im Anfang des Krieges hatte er ein Magazin zu Geld gemacht. Ein Stabsarzt hatte Soldaten für gutes Geld vom Dienst befreit. Man gab ihm sechs Jahre, um hier nachzudenken, ob er nicht mehr hätte verdienen können bei dem Geschäft.

Wohl ein Duzend Offiziere waren in Untersuchungshaft und mischten sich unter Soldaten mit schwebenden Verfahren. Die Soldaten spuckten ihnen vor die Beine und sagten: „Hundesöhne!“ Vielleicht standen sie in einigen Tagen wieder in derselben Kompagnie, befohlen und gehorchten. Dann gab

der Offizier den Hundesohn dem Soldaten mit der Peitsche zurück. Russische Disziplin! Einmal sah ich Iwan die „paraschka“ schleppen.

Tage verstrichen, in denen wir mit grellen Farben an dem Freiheitsbilde pinselten. Zettel wanderten von oben nach unten und zurück. Das Unternehmen reifte der Entscheidung entgegen. Morgen nacht sollte es losgehen.

Da kam das Schicksal, lachte höhnisch und pustete unser Kartenhaus um.

Plouhar und ich sollten sofort nach Dnyst fahren, wohin wir nach unseren Angaben bei der ersten Gefangennahme bestimmt waren.

Posten warteten ungeduldig und brüllten uns an.

Was tun?

Ich markierte Dnynacht, wand mich in Krämpfen, verlangte nach dem Arzt. Wir gingen zum „woinski natschalnik“. Vielleicht sah der ein, daß ich nicht reisefähig war, Plouhar allein würde man nicht schicken.

Der Ortskommandant war nicht zu Hause. Durch das Telephon schrieb er, daß ich fahren müsse und unterwegs verrecken könne.

Die Hunde drohten mit Kolben, und wir marschierten zurück ins Gefängnis, um unser Gepäck zu holen. Der Hsterreicher war bleich und erschreckt. Ich drückte ihm noch rasch hundert Rubel in die Hand und steckte die Adresse seiner Verwandten in die Tasche.

Eine halbe Stunde später fuhr der Zug nach Dnyst. Kaxaxaxa, höhnnten die Wäder.